

Imaginäre Konstitution des Sozialen

Wolf, Harald (Hrsg.): Das Imaginäre im Sozialen. Zur Sozialtheorie von Cornelius Castoriadis, 134 S., Wallstein, Göttingen 2012.

Im Jahr 1984 erschien die deutsche Übersetzung des *opus magnum* des politischen Philosophen Cornelius Castoriadis „Gesellschaft als imaginäre Institution“. 30 Jahre später ist die Stimme dieses in vielerlei Hinsicht bemerkenswerten Autors in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften kaum zu vernehmen. Dies verwundert zumindest insofern, als Castoriadis im Untertitel besagter Schrift explizit den „Entwurf einer politischen Philosophie“ vorzulegen beanspruchte. Unbestritten dürfte sein, dass die geringfügige Rezeption und die Verfügbarkeit seines Werkes in deutscher Sprache in einem wechselseitigen Verstärkungsverhältnis stehen. Neben dem bereits genannten Hauptwerk fanden sich lange Zeit nur ein Band der im französischen Original sechsbändigen Reihe „Les carrefours du labyrinthe“, eine Sammlung ausgewählte Beiträge aus der Zeitschrift „Socialisme ou barbarie“ sowie einige vereinzelte Aufsätze. Diese Situation hat sich durch ein auf sechs Bände angelegtes Editionsprojekt in den letzten Jahren erheblich verbessert. Einem der beiden Herausgeber, Harald Wolf, ist es nun auch zu verdanken, dass mit dem vorliegenden Buch ein weiterer Schritt zur Erschließung des Castoriadis'schen Werkes erfolgt.

Ursprünglich als Dokumentation eines am Göttinger Lichtenberg Kolleg abgehaltenen Symposiums entstanden, erfüllt das Kompendium bemerkenswerterweise auch einen nicht unbedingt intendierten Zweck: Es kann als Einführungswerk in das politische und soziale Denken Castoriadis' gelesen werden und das allein ist ob der geschilderten Situation schon ein großer Verdienst. Es gelingt vor allem durch die Architektur des Bandes, die um den zentralen Pfeiler von Castoriadis' Denken, der konstitutiven Rolle des Imaginären im Sozialen, errichtet ist. Eröffnet wird er durch einen bereits auf Deutsch vorliegenden, aber nichtsdestoweniger klug gewählten Aufsatz Castoriadis', in dem dieser eine konzise Skizze seines Denkens unterbreitet. Auch dem Laien wird damit ein ausreichender erster Zugang zum häufig unübersichtlichen Schaffen Castoriadis' geboten. Die ergänzenden Anmerkungen und Querverweise des Herausgebers erleichtern die Orientierung auf unbekanntem Terrain dabei zusätzlich. Im Anschluss daran folgen vier Abhandlungen,

die ihrerseits zur weiteren Aufhellung elementarer Theoreme beitragen und diese kritisch und auf einen potentiellen Stimulationsgehalt für die zeitgenössische Theoriebildung in den Sozialwissenschaften hin befragen.

Durchwegs positiv fällt die Einschätzung des Herausgebers aus: Wolf weist in seinem Beitrag die kontinuierliche Präsenz der Leitmotive des Imaginären und der Autonomie von der frühen Schaffensphase bei „Socialisme ou barbarie“ bis zur ontologisch reflektierten Sozialtheorie im Spätwerk auf. Dies ist nicht nur ideengeschichtlich aufschlussreich, sondern auch insofern interessant, als es Wolf dadurch möglich wird, die unter anderen von Vertretern der Kritischen Theorie erhobenen Vorwürfe einer Entsoziologisierung im Gefolge der ontologischen Wende abzuschwächen. Gerade die Arbeiten der Gruppe „Socialisme ou barbarie“, auf die Castoriadis sein Leben lang Bezug nimmt, darauf insistiert Wolf zu Recht, zeugen von elaborierten Versuchen einer soziologisch anspruchsvollen Analyse konkreter Handlungssituationen und -formen.

Mit Johan Arnason und Bernhard Waldenfels kommen ferner zwei der profiliertesten Kenner Castoriadis' zu Wort. Arnason nimmt dabei eine Situierung Castoriadis' im soziologischen Gesprächsfeld vor und hebt zunächst dessen Adaption der Fragestellungen Durkheims und Webers hervor. Von entscheidender Bedeutung für die Werkentwicklung sei jedoch der produktiv gewendete Bruch mit Karl Marx gewesen: Arnason zeigt, wie sich Castoriadis aus einer fulminanten Demontage Marx' den Blick auf das Zentralmoment seines eigenen Ansatzes – die Imagination – eröffnet, um eben damit eine Reformulierung der Problemstellungen Webers und Durkheims vorzunehmen. Die insgesamt äußerst wohlwollende Darstellung wird abgeschlossen durch eine leider nur schemenhaft umrissene Kritik an Castoriadis', letztlich einseitigen und den eigenen Grundannahmen widersprechenden, eurozentristischer „Über-Identifizierung der Autonomie“ (S. 62). Weit stärker fällt hingegen Waldenfels' Kritik aus. Wenn gleich er durchaus ernsthaft und engagiert mit Castoriadis' Grundmotiven ins Gericht geht und um eine Würdigung bemüht ist, so ist unschwer erkennbar, dass in erster Linie eine ganze Reihe von Versäumnissen diagnostiziert wird: die Unzulänglichkeit des Umgangs mit der Aporie der Autonomie, die Überhöhung der unbedingten Kreation, die unzureichende Erfassung von Intersubjektivität sowie – darin kulminiert die Kritik und mündet in die Positionierung eines (Gegen)

Entwurfs – die mangelnde Einbeziehung der konstitutiven Rolle von Fremdheitserfahrungen. Die von Waldenfels zugestandene (einzige) Stärke, die Betonung der „kreativen Dimension von Praxis und Erfahrung“ (S. 100), wirkt dagegen als eher unerheblich und bloß um eine Kaschierung der Wucht der Kritik bemüht.

Skepsis dominiert auch im Beitrag Ferdinando Mengas, der eine „fundamentale Problematik“ in Castoriadis' „Verbindung zwischen sozialer Autonomie und ihrer Realisierung durch die Option der direkten Demokratie“ (S. 107) identifiziert, worin er eine Totalisierung und Vereinheitlichung des politischen Raums angelegt sieht, die Castoriadis' zentraler Erkenntnis – der Kontingenz am und als Grund des Sozialen – zuwiderlaufe. Castoriadis' Denken liege somit bei aller emanzipatorischen Absicht ein struktureller Defekt zu Grunde. Menga versucht diesen Defekt zu umgehen und was dabei herauskommt ist ein beachtenswerter, „phänomenologisch“ inspirierter Beitrag zur jüngst auch im deutschsprachigen Raum unter neuen Vorzeichen wiederbelebten Frage nach dem Status von Repräsentation. Die gegen ‚direktdemokratisches Denken‘ vorgebrachten Einwände sind durchaus überzeugend, treffen auf Castoriadis' Schaffen jedoch nur bedingt zu und scheinen vornehmlich der Vorbereitung der eigenen Position zu dienen. Zweifelsohne finden sich bei Castoriadis übersimplifizierende Lobpreisungen direkter Demokratie. Gleichwohl gibt es – gerade in den späteren Schriften – auch den nicht nur aus Gründen der Praktikabilität auf Repräsentationsfragen reflektierenden Castoriadis. Auch der Vorwurf der Entpluralisierung und Homogenisierung politischer Kollektivität kann bei näherer Betrachtung wohl nicht umfänglich aufrechterhalten werden. Die vom Verfasser in vulgär-psychoanalytisch anmutender Weise diagnostizierte „eher unterschwellige – und also verborgene und tiefe – Aversion“ (S. 112) gegen Repräsentation erscheint für die Analyse wenig hilfreich, wie auch die widersprüchliche Positionierung Hannah Arendts als Gewährsfrau der Menga'schen Argumentation irritierend ist. Wird dieser einerseits auch die Verdammung der Repräsentation vorgeworfen, so wird ihr Pluralitätsverständnis befürwortend – aber zu Unrecht, sofern man Castoriadis psychoanalytisch genährte Annahme der Irreduzibilität menschlicher Vielfalt nicht verleugnet – gegen Castoriadis ins Feld geführt. Zweifellos findet sich beides bei Arendt; fraglich ist jedoch, wieso Menga im Falle Castoriadis ein strukturelles Problem identifiziert, nicht aber bei Arendt, de-

ren Pluralitätsverständnis in Mengas Logik ebenfalls in einem Widerspruch zu ihrem Plädoyer für direktdemokratische Mechanismen stehen müsste. Ein Verdienst seiner Überlegungen ist es aber fraglos, auf diese bei Castoriadis zumindest angelegte und das emanzipatorische Ansinnen immanent bedrohende Gefahr hinzuweisen.

Castoriadis' Konzeptionen, das machen zumindest drei der vier Beiträge deutlich, weisen unzweifelhaft Unzulänglichkeiten auf. Versteht man Theoriebildung jedoch im besten Sinne – und im emphatischen Verständnis Castoriadis' – als tastende Suchbewegung, so erweisen sie sich zumindest als äußerst vielversprechende Stimuli politisch-sozialen Denkens. Insbesondere die Betonung der imaginären Konstitution des Sozialen vermag den sozialwissenschaftlichen Blick auf bisher weitestgehend unerforschtes Gebiet zu lenken. Gerade eine solchermaßen geartete Aktualität Castoriadis' unter Beweis zu stellen, ist der grundlegende Anspruch des Sammelbandes. In dieser sowie der oben genannten, einführenden Hinsicht empfiehlt er sich sowohl für Neueinsteiger wie auch Kenner/innen des Castoriadis'schen Werkes.

Augsburg

Paul Sörensen

Argumentationshelix zur Kulturtheorie

Baecker, Dirk: Beobachter unter sich. Eine Kulturtheorie, 309 S., Suhrkamp, Berlin 2013.

In spiralförmigen, weit ausholenden Bewegungen zirkelt die Argumentation von Dirk Baeckers systemtheoretischer Kulturtheorie auf ihr Zentrum zu. Angefangen mit einer ausführlichen Exegese logisch-mathematischer Überlegungen in den „Laws of Form“ von George Spencer-Brown über Johann Gottlieb Fichtes „Wissenschaftslehre“, Georg Wilhelm Friedrich Hegels Wissenschaftstheorie und Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“ bis zum weit gefächerten Angebot diverser Theorien seit der Mitte des 20. Jahrhunderts wie Systemtheorie, Kybernetik und vielen anderen reicht das beeindruckende Spektrum in diesem Buch. Das ist ungemein gelehrt und sehr voraussetzungsreich. Vor allem handelt es sich aber um den Versuch, den Kulturbegriff so zu umkreisen, dass dieses schwierige Konzept (aber welche ähnlich gelagerte Begriffskategorie wäre einfach zu handhaben?) fruchtbar gemacht werden kann.